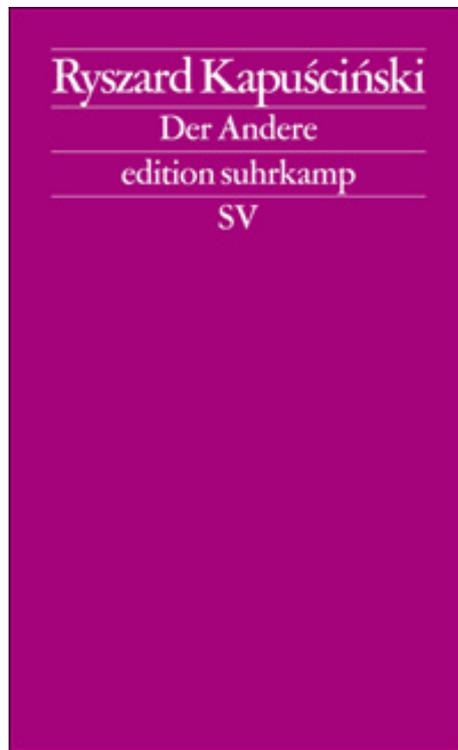


Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Kapuscinski, Ryszard
Der Andere

Aus dem Polnischen von Martin Pollack

© Suhrkamp Verlag
edition suhrkamp 2544
978-3-518-12544-1

edition suhrkamp 2544

Als »besten Reporter der Welt« würdigte *Spiegel online* Ryszard Kapuściński nach seinem Tod im Januar 2007. Bücher wie *König der Könige* und *Meine Reisen mit Herodot* gehören inzwischen zum Kanon der Weltliteratur. Die Vorlesungen, die Kapuściński im Jahr 2004 am Wiener Institut für die Wissenschaften vom Menschen hielt, waren noch einmal seinem großen Thema gewidmet: der Begegnung mit dem Anderen. Kapuściński erläutert, welche Bedeutung dieser Begriff Emmanuel Lévinas' für seine Arbeit hatte, und erfüllt die philosophische Kategorie anhand seiner Erfahrungen als Reisender, Journalist und Publizist mit Leben. Das Vermächtnis eines großen kosmopolitischen Intellektuellen.

Ryszard Kapuściński (1932-2007) arbeitete seit den fünfziger Jahren als Auslandskorrespondent und wurde mit zahlreichen Preisen ausgezeichnet.

Ryszard Kapuściński
Der Andere

Aus dem Polnischen von
Martin Pollack

Suhrkamp

Die »Wiener Vorlesungen« gehen zurück auf die
IWM-Vorlesungen zu den Wissenschaften vom Menschen

Das *Institut für die Wissenschaften vom Menschen* (IWM)
ist ein unabhängiges, internationales Institute for Advanced Studies
mit Sitz in Wien und (seit 2001) einer Dependence in Boston.



www.iwm.at

edition suhrkamp 2544

Erste Auflage 2008

© der deutschen Übersetzung

Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 2008

Deutsche Erstausgabe

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen,
auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Druck: Druckhaus Nomos, Sinzheim

Umschlag gestaltet nach einem Konzept

von Willy Fleckhaus: Rolf Staudt

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-12544-1

I 2 3 4 5 6 - 13 12 11 10 09 08

Inhalt

Wiener Vorlesungen

7

Mein Anderer

51

Der Andere im globalen Dorf

63

Die Begegnung mit dem
Anderen als Herausforderung
des 21. Jahrhunderts

77

Nachweise

95

Wiener Vorlesungen

I.

Die Bezeichnungen: der Andere, die Anderen kann man auf vielfältige Weise verstehen und in unterschiedlichen Bedeutungen und Zusammenhängen verwenden, zum Beispiel um nach dem Geschlecht, der Generationszugehörigkeit, der Nationalität, der Religion und so weiter zu unterscheiden. Ich verwende hier diese Bezeichnung vor allem, um Europäer, Menschen des Westens, Weiße von jenen zu unterscheiden, die ich die Anderen nenne – das heißt Nichteuropäer, Nichtweiße, wobei ich mir bewusst bin, dass für sie die Erstgenannten ebenfalls Andere sind.

Meine bevorzugte Gattung ist die literarische Reportage, gestützt auf die Erfahrungen langjähriger Reisen durch alle Welt. Jede Reportage hat viele Autoren, und es verdankt sich nur einer althergebrachten Praxis, dass wir den Text bloß mit einem Namen unterzeichnen. In Wahrheit handelt es sich möglicherweise um die literarische Gattung, von der sich am ehesten sagen lässt, sie werde gemeinschaftlich, kollektiv geschaffen, weil an ihrem Entstehen Dutzende Menschen beteiligt sind – die Gesprächspartner, denen wir auf unseren Reisen durch die Welt begegnen und die uns Geschichten aus ihrem Leben oder dem Leben ihrer Gemeinschaft

erzählen – oder Ereignisse, an denen sie beteiligt waren oder von denen sie von anderen hörten. Diese fremden, uns oft nicht näher bekannten Menschen sind für uns eine reiche Quelle des Wissens über die Welt, und sie unterstützen uns bei unserer Arbeit noch in vielerlei anderer Hinsicht, indem sie uns Kontakte verschaffen, uns unter ihrem Dach beherbergen oder sogar das Leben retten.

Jeder Mensch, dem wir auf Reisen in der Welt begegnen, setzt sich gleichsam aus zwei Wesen zusammen, ist eine Dualität, die sich oftmals nur schwer auflösen lässt, was uns übrigens nicht immer bewusst wird. Eines dieser Wesen ist ein Mensch wie jeder von uns; er hat seine Freuden und seine Trauer, seine guten und schlechten Tage, ein Mensch, der sich seiner Erfolge erfreut, der nicht gern hungert, der es nicht gern kalt hat, der Schmerzen als Leid und Unglück empfindet und den Erfolg als Befriedigung und Erfüllung. Das zweite Wesen, das sich über das erste lagert und mit diesem verbindet, ist der Mensch als Träger rassischer Merkmale, einer bestimmten Kultur, eines Glaubens und bestimmter Überzeugungen. Keines dieser Wesen tritt in reiner, isolierter Form auf, beide leben miteinander, sind voneinander abhängig.

Das Problem und auch die Schwierigkeit meines Berufes bestehen jedoch darin, dass dieses in jedem von uns existierende Verhältnis zwischen dem Menschen als Einzelwesen, als Individualität und Persönlichkeit,

und dem Menschen als Träger einer Kultur und Rasse in uns nicht starr und unbeweglich ist, statisch und ein für allemal gegeben, sondern im Gegenteil: Dieses Verhältnis zeichnet sich durch Dynamik, Beweglichkeit, Veränderlichkeit, Verschiedenartigkeit der Intensität aus, je nach dem äußerlichen Kontext, nach den Erfordernissen des jeweiligen Augenblicks, nach den Erwartungen der Umwelt und auch – unserer jeweiligen Stimmung und unseres Alters.

Daher wissen wir nie, wem wir begegnen, obwohl es sich um denselben, uns vom Namen und Aussehen her von früher bekannten Menschen handeln kann. Was aber geschieht erst, wenn wir jemandem begegnen, den wir zum ersten Mal sehen? Aus diesem Grund ist jede Begegnung mit dem Anderen ein Rätsel, eine Unbekannte, mehr noch, ein Geheimnis.

Ehe es zu dieser Begegnung kommt, bereiten wir Reporter uns für gewöhnlich beizeiten irgendwie darauf vor, meist durch Lektüre (in den Jahren, in denen es noch kein Fernsehen gab). Im Grunde genommen ist ja die ganze Weltliteratur dem Thema des Anderen gewidmet: von den *Upanischaden* über *I Ging* und das *Tschuang-tsi*, von Homer und Hesiod über das *Gilgamesch* und das Alte Testament, vom *Popol Vuh* bis zur Thora und dem Koran. Das Thema findet sich auch bei den großen mittelalterlichen Reisenden, die sich bis an die Ränder der Welt zu den Anderen aufmachten, von Giovanni da Pian del Carpine bis zu Ibn Battuta,

von Marco Polo bis zu Ibn Chalduna und Tschan-tschun. In so manchem jungen Gehirn weckte ihre Lektüre den Wunsch, zu den entlegensten Winkeln der Erde vorzudringen – um den Anderen zu begegnen und sie kennenzulernen. Wir haben es hier mit einer typischen räumlichen Täuschung zu tun, nämlich mit der Überzeugung, das weit Entfernte sei unbedingt fremd und je weiter entfernt, umso fremder.

Ich sagte, in so manchem Gehirn, weil entgegen der allgemeinen Meinung die Leidenschaft des Reisens gar nicht so weit verbreitet ist. Der Mensch ist von Natur aus ein sesshaftes Wesen, diese Eigenschaft hat sich in ihm spätestens seit der Erfindung des Ackerbaus und der Kunst des Städtebaus dauerhaft festgesetzt. Meist verlässt der Mensch sein Heim nur unter Zwang – vertrieben durch Krieg oder Hunger, Seuchen, Dürre oder Feuer. Manchmal macht er sich auf den Weg, weil er wegen seines Glaubens verfolgt wird oder auf der Suche nach Arbeit oder besseren Möglichkeiten für seine Kinder ist. Bei vielen Menschen weckt der weite Raum nämlich Unbehagen, eine Furcht vor dem Unbekannten, ja Angst vor dem Tod. Jede Kultur kennt eine ganze Reihe von Zauberformeln und magischen Handlungen, um den zu schützen, der sich auf die Reise macht, verabschiedet von Tränenausbrüchen und Trauer, als sollte er im nächsten Augenblick das Schaffott besteigen.

Wenn ich hier von Reisen spreche, denke ich natür-

lich nicht an touristische Abenteuer. Für uns Reporter ist die Reise eine Herausforderung und Anstrengung, Mühsal und Opfer, eine schwierige Aufgabe, ein ambitioniertes Projekt, das wir verwirklichen wollen. Während des Reisens spüren wir, dass etwas Wichtiges geschieht, dass wir an etwas teilhaben, bei dem wir oftmals zugleich Zeuge und Teilnehmer sind, dass uns eine Pflicht auferlegt wurde, dass wir verantwortlich sind für etwas.

Wir sind nämlich verantwortlich für den Weg. Oft sind wir überzeugt, wir würden einen Weg nur einmal im Leben gehen oder fahren, wir würden nie mehr auf diesen Weg zurückkehren und deshalb dürften wir uns auf dieser Reise nichts entgehen lassen, dürften wir nichts übersehen, nichts verlieren. Über all das werden wir schließlich berichten, einen Report schreiben, eine Erzählung – werden wir Rechenschaft ablegen. Wenn wir daher reisen, tun wir das konzentriert, mit geschärfter Aufmerksamkeit, geschärftem Gehör. Der Weg ist so wichtig, weil jeder Schritt, den wir tun, für uns eine Begegnung mit dem Anderen bedeuten kann. Das ist ja der Grund, weshalb wir aufgebrochen sind. Würden wir uns sonst auf all diese Mühen einlassen, all diese Unbequemlichkeiten und Gefahren auf uns nehmen?

Doch nicht nur das freiwillige Reisen, das Reisen als Lebensform ist eine Seltenheit. Auch eine tiefere Neugierde für die Welt ist nicht allgemein verbreitet.

Die meisten Menschen interessieren sich kaum für die Welt. Die Geschichte kennt Zivilisationen, die keinerlei Interesse für die Welt ringsum aufbrachten. In Afrika hat man nie Schiffe gebaut, um über die Meere zu segeln und zu sehen, was sich jenseits der es umgebenden Meere befindet. Die Afrikaner versuchten nicht einmal bis Europa zu gelangen, das ganz nahe war. Noch weiter ging die chinesische Zivilisation: sie grenzte sich von der übrigen Welt mittels einer großen Mauer ab.

Die berittenen Imperien verhielten sich natürlich ganz anders: die Perser, die Araber, die Mongolen. Sie hatten sich jedoch nicht zum Ziel gesetzt, die Welt kennenzulernen. Ihr Ziel war vielmehr die bewaffnete Eroberung, war es, andere zu unterjochen. Die Epochen ihres Aufschwungs und ihrer Dynamik waren übrigens eher kurz, dann zerfielen diese Imperien für immer zu Staub.

In diesem Marsch der Zivilisation stellt Europa eine Ausnahme dar. Denn nur Europa zeichnet sich seit seinen griechischen Anfängen durch Neugierde für die Welt und den Wunsch aus, diese nicht nur zu beherrschen und zu dominieren, sondern sie auch kennenzulernen, und im Falle seiner besten Geister – sie ausschließlich kennenzulernen, zu verstehen, sich ihr zu nähern, eine menschliche Gemeinschaft herzustellen. Die Entwicklung unserer Beziehungen zu den übrigen Bewohnern der Erde, den Anderen, wird hier in ihrer ganzen Deutlichkeit, Komplexität und Dramatik sichtbar.

Diese Beziehungen haben eine lange Geschichte. In der Literatur beginnen sie mit den großen *Historien* des Herodot. Der vor zweieinhalbtausend Jahren lebende und schreibende griechische Historiker zeigt uns, dass die Welt, wie sie ihm zugänglich war, schon damals von zahlreichen fertigen, reifen Gesellschaften bewohnt war, mit hoch entwickelten Kulturen und einem starken Gefühl für die eigene Identität. Der erste Europäer, das heißt der Grieche, nannte zwar den Nichtgriechen einen stammelnden, unverständlich sprechenden Menschen (*barbaros*), doch er war sich bewusst, dass dieser Andere auch jemand war. Herodot schreibt ohne Verachtung und Hass über die Anderen, er bemüht sich, sie kennenzulernen und zu verstehen, oft zeigt er sogar, dass sie den Griechen in vieler Hinsicht überlegen sind.

Herodot weiß um die sesshafte Natur des Menschen und dass er sich, um die Anderen kennenzulernen, auf die Reise machen, zu ihnen gelangen, dem Wunsch nachgeben muss, ihnen zu begegnen. Deshalb ist er unablässig auf Reisen; er besucht die Ägypter und die Skythen, die Perser und die Lydier und er merkt sich alles, was er von ihnen hört und was er dort sieht. Er möchte den Anderen kennenlernen, weil er begreift, dass er, um sich selber besser erkennen zu können, die Anderen kennenlernen muss, weil sie der Spiegel sind, in dem wir uns selbst sehen, er weiß, dass er, um sich selbst besser verstehen zu können, die Anderen besser

verstehen muss, dass er sich mit ihnen vergleichen, messen, konfrontieren muss. Als Weltbürger lehnt er es ab, sich von den Anderen abzugrenzen, ihnen das Tor vor der Nase zuzuschlagen. Die Xenophobie, so scheint Herodot zu sagen, ist eine Krankheit der Ängstlichen, jener, die an Minderwertigkeitskomplexen leiden, die vor dem Gedanken zurückschrecken, dass sie sich im Spiegel der Kulturen der Anderen betrachten müssen. Sein ganzes Werk ist ein konsequentes Errichten von Spiegeln, in denen wir vor allem Griechenland und die Griechen besser und deutlicher sehen können.

Später werden die Begegnungen der Europäer mit Nichteuropäern allerdings oftmals sehr gewaltsame und blutige Formen annehmen. So war das schon in den Zeiten vor Herodot, als Griechenland gegen Persien Krieg führte; und so war das auch später, zur Zeit der Eroberungszüge Alexanders des Großen, in den Jahren der Expansion des römischen Imperiums, während der Kreuzzüge, in der Epoche der spanischen Conquista und so weiter.

Hier möchte ich darauf hinweisen, dass unser Denken, ähnlich wie das vieler bekannter Historiker, so eurozentristisch ist, dass wir jedes Mal, wenn wir über unsere Beziehung zu den Anderen, etwa einen Konflikt, reden oder schreiben, stillschweigend davon ausgehen, dass es sich um einen Konflikt zwischen Europäern und Nichteuropäern handelt. Dabei gab es solche Konfrontationen und Kriege mit zahllosen Opfern auch

innerhalb der Familie der Nichteuropäer, zum Beispiel die Kriege der Mongolen gegen China, der Azteken gegen benachbarte Stämme, der Moslems gegen Anhänger des Hinduismus.

Der Kampf der Kulturen ist also keine moderne Erfindung, dieses Phänomen begleitet vielmehr die ganze Geschichte der Menschheit. Man darf auch nicht vergessen, dass der Konflikt, der Zusammenprall, nur eine und noch dazu nicht unabdingbare Form des Kontaktes zwischen Zivilisationen darstellt. Eine zweite, viel häufiger auftretende Form ist der Austausch, zu dem es oft gleichzeitig mit dem Kampf kommt, sozusagen innerhalb der Konfliktsituation.

Dafür ein Beispiel. Anfang der neunziger Jahre war ich in Liberia. Dort herrschte Bürgerkrieg. Ich fuhr mit einer Abteilung der Regierungstruppen an die Front. Diese verlief entlang eines Flusses, dessen Ufer an dieser Stelle durch eine Brücke verbunden waren. Auf der Regierungsseite gab es in der Nähe der Brücke einen großen Markt. Das andere Flussufer hielten Rebellen unter Charles Taylor besetzt – dort gab es nichts, nur nackte Felder. An diesem Frontabschnitt entlang des Flusses wurde bis Mittag geschossen, krachten die Mörser. Nachmittags trat Ruhe ein und die Rebellen kamen über die Brücke, um auf der anderen Seite einzukaufen. Sie deponierten auf dem Hinweg ihre Waffen bei einer Regierungspatrouille, die sie ihnen wieder aushändigte, wenn sie mit ihren Einkäufen zurückkehr-

ten. So kam es an einem Ort des bewaffneten, blutigen Konfliktes gleichzeitig zum Austausch von Waren und anderen Gütern. Der Andere kann also gleichzeitig als Feind und als Käufer betrachtet werden. Das heißt, es entscheiden die Situation, die Umstände, der Kontext, ob wir im gegebenen Moment in einer Person einen Feind oder Partner sehen. Denn der Andere kann das eine wie auch das andere sein, das macht seine variable, schwer greifbare Natur aus, sein widersprüchliches Verhalten, dessen Motive er manchmal selbst nicht verstehen kann.

Das Ende des europäischen Mittelalters und der Beginn der Neuzeit – der große Aufbruch Europas zur Eroberung der Welt, zur Unterjochung des Anderen und zum Raub seines Besitzes, schrieben in der Weltgeschichte Seiten voll Blut und Grausamkeiten. Die praktizierten Methoden des Völkermordes jener mehr als dreihundert Jahre währenden Epoche werden erst im 20. Jahrhundert überboten, in dem der Genozid die Form des Holocaust annimmt.

Das Bild des Anderen, das die in jenen Zeiten zur Eroberung der Welt aufbrechenden Europäer mit sich führen, ist das Bild des nackten Wilden, des Menschenfressers und Heiden, den zu erniedrigen und in den Staub zu treten das heilige Recht und die Pflicht des Europäers, des Weißen und Christenmenschen ist. Eine der Ursachen für die beispiellose Brutalität und Grausamkeit der Weißen war, abgesehen von ihrer das

Denken der europäischen Eliten vernebelnden und verblendenden Gier nach Gold und Sklaven, das beschämend niedrige kulturelle und moralische Niveau der Menschen, die man als Vorhut für die Kontakte mit den Anderen in die Welt hinaus schickte. Die Besatzungen der damaligen Schiffe setzten sich mehrheitlich aus Verbrechern, Kriminellen, Banditen, notorischem und deklariertem Abschaum, bestenfalls aber aus rastlosen Elementen, Heimatlosen und Versagern zusammen. Es war schwierig, einen normalen Menschen dazu zu bringen, sich auf eine abenteuerliche Reise einzulassen, die leicht mit seinem Tod enden konnte.

Die Tatsache, dass Europa durch Jahrhunderte zur Begegnung, noch dazu zur ersten Begegnung, mit den Anderen seine übelsten, abscheulichsten Vertreter ausschickte, wirft einen düsteren Schatten auf unsere Beziehungen zu den Anderen und es wird unsere gängigen Ansichten über sie prägen, die Stereotypen, Vorurteile und Phobien in unserem Denken verfestigen, die oftmals in dieser oder jener Form bis heute auftreten. Davon kann ich mich sogar jetzt überzeugen, wenn ich zum Beispiel aus dem Mund angeblich ernsthafter Menschen zu hören bekomme, die einzige Lösung für Afrika bestehe darin, es neuerlich zu kolonisieren.

Unterwerfen, kolonisieren, beherrschen, abhängig machen – diese Reaktion gegenüber den Anderen wiederholt sich in der Weltgeschichte unablässig. Auf den Gedanken, dem Anderen im Geiste der Gleichheit

entgegenzugehen, kommen die Menschen erst ziemlich spät, viele tausend Jahre nachdem sie ihre ersten Spuren auf der Erde hinterlassen haben.

Wenn ich hier über die Anderen, über die Beziehungen zu den Anderen spreche, beschränke ich mich auf die Beziehungen zwischen Kulturen und Rassen, weil das jene Sphäre ist, mit der wir am häufigsten zu tun haben. Wenn wir das historisch betrachten, sehen wir, dass es nach drei Jahrhunderten brutaler und rücksichtsloser Expansion durch europäische Herrscher und das europäische Kapital (und es geht hier nicht allein um die Niederwerfung und Eroberung von Völkern und Territorien in Übersee, sondern auch um Aktionen auf dem Kontinent, zum Beispiel um die Vernichtung der sibirischen Völker durch die Russen) im 18. Jahrhundert zu einer langsamen, zwar nur teilweisen, aber dennoch wichtigen atmosphärischen Veränderung in den Beziehungen zum Anderen, zu den Anderen kommt, die uns meist als nichteuropäische Gesellschaften begegnen. Die Rede ist von der Epoche der Aufklärung, des Humanismus, der revolutionären Entdeckung, dass der Nichtweiße, der Nicht-Christ und Wilde, dieser monströse und uns so wenig ähnliche Andere ebenfalls ein Mensch ist.

Den Weg zu dieser Erkenntnis bahnt vor allem die Literatur. Es erscheinen die Werke von Daniel Defoe und Jonathan Swift, Rousseau und Voltaire, Fontenelle und Montesquieu, Goethe und Herder. Wir haben es